

ten und daß jede Form der sozialen Fürsorge den Unterschichten auch bürgerliche Leitbilder des Familienlebens und der Haushaltsführung, Standards von Hygiene, Rationalität etc. vermitteln müsse. Zugleich war dieses Engagement bestimmt von einer weit verbreiteten Angst vor den Sozialisten und von politischer Feindschaft gegenüber der SPD und den Freien Gewerkschaften. So wurden die Versuche, junge Arbeiterinnen in konfessionellen Vereinen zu organisieren, auch aus dem Motiv heraus unternommen, sie vom sozialdemokratischen Milieu fernzuhalten. Am deutlichsten wurden politische Gegensätze in der Frage der gewerkschaftlichen Organisation von Dienstboten ausgetragen.

Der längst fällige Prozeß der parteipolitischen Differenzierung der bürgerlichen Frauenbewegung setzte in Hannover – später als anderswo – erst 1914 ein, um sogleich im Burgfrieden des Ersten Weltkrieges wieder eingefroren zu werden. Für die Zeit nach 1918 ist dann ein gegenläufiger Prozeß zu registrieren. Individuell wurde die Maxime der Überparteilichkeit aufgegeben. Die Aktivistinnen der bürgerlichen Frauenbewegung suchten Verbindung zu den Parteien des bürgerlich-liberalen bis deutschnationalen Lagers. Die Frauenvereine und insbesondere der Dachverband BDF hielten jedoch am Prinzip der Überparteilichkeit als letzter Verklammerung fest, um eine völlige Zersplitterung der Frauenbewegung zwischen liberalen Berufsverbänden und konservativen Hausfrauenvereinen zu verhindern. Aber zuletzt verließen bekanntermaßen die Hausfrauenvereine den BDF, um Anschluß an die Harzburger Front zu finden. Die Betonung der Überparteilichkeit war in einer Zeit der extremen politischen Polarisierung zwischen links und rechts vollends anachronistisch geworden. *Karin Hartewig, Berlin*

Hermann Joseph Hiery, *Das Deutsche Reich in der Südsee (1900–1921). Eine Annäherung an die Erfahrungen verschiedener Kulturen*, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen etc. 1995, 353 S., geb., 112 DM.

Wie reagierten die Völker in der Südsee auf den Kulturkontakt mit der deutschen Kolonialmacht? Et vice versa: Wie sind die deutschen Kolonialherren in ihren Haltungen von pazifischen Verhaltensweisen beeinflusst worden? Diese beiden Fragen stehen im Mittelpunkt der Freiburger Habilitationsschrift des Historikers Hermann Joseph Hiery. Quellenmaterial aus weit verstreut liegenden Archiven, insbesondere aus Wellington, Apia und Canberra, sowie Interviews auf Samoa und in Mikronesien machen den Hauptquellenfundus der Untersuchung aus. Mit der Betonung auf mentalitätsgeschichtliche Fragestellungen, nämlich auf die kulturellen Austauschprozesse und damit auf die »Interaktion zwischen pazifischen Verhaltensmustern und westlich-abendländischen Vorstellungen« (S. 10), betritt der Autor gerade für die deutsche Kolonialgeschichte und insbesondere für die wenig beachteten deutschen Kolonien im Pazifik Neuland. Leider jedoch erfüllt der Band die hochgesteckten Erwartungen nur zum Teil.

Ökonomisch und strategisch waren die deutschen Südseebesitzungen von keinerlei Nutzen. Hiery hebt zu Recht hervor, daß es in ihrem Falle allein um die Tatsache des Besitzes einer Kolonie ging, deren periphere Lage eher von Vorteil war. Aufgrund der Ferne zum Deutschen Reich sei die »paradiesische Südsee« zur ungehinderten Projektionsfläche geworden. Außerdem seien die Deutschen damit in die Lage versetzt worden, den »oft deklamatorisch abgegebenen Anspruch, anderen europäischen Mächten gegenüber wissenschaftlich, technologisch, vor allem aber kulturell überlegen zu sein« (S. 28), nicht nur weit weg von diesen Mächten, sondern auch unbeobachtet von heimischen kolonialpolitischen Scharfmachern umzusetzen. Die deutsche Kolonialpolitik im Pazifik unterscheide sich mithin auffällig von derjenigen in Afrika. Hierfür seien auch

sehr viel wohlwollendere Vorstellungen über die indigenen Gesellschaften verantwortlich. Die Samoaner seien z. B. als »Herrenvolk eigener Art« und als »Germanen der Südsee« (S. 32) titulierte worden. Kettenhaft oder Halseisen wie in Afrika habe es in Neuguinea, Mikronesien und Samoa nicht gegeben, denn – so die Kolonialabteilung in Berlin – schließlich bestünde »ein Charakterunterschied zwischen Negern und Südseeinsulanern« (S. 120). Diese gewogenere Bewertung indigener Kulturen habe mit dazu beigetragen, daß es ein viel größeres Bemühen der Kolonialherren gegeben habe, geachtet und geliebt zu werden. Sie hätten daher eine weitgehende Toleranz gegenüber einheimischen Traditionen geübt. Gouverneur Solfs programmatische Rede an die Samoaner vom August 1900 sei damit keineswegs nur rhetorisch gemeint gewesen: »Es ist nicht die Absicht der Deutschen Regierung, Euch zu zwingen, unsere Sitten und Gewohnheiten anzunehmen, die Regierung nimmt Rücksicht auf Eure alten Traditionen und achtet sie, soweit sie nicht verstoßen gegen die Gebote des Christentums und die Wohlfahrt und die Sicherheit des einzelnen« (S. 216).

Ganz anders als in den afrikanischen Schutzgebieten sei daher eine weitgehende Assimilation der deutschen Kolonialbeamten an die pazifischen Kulturen erfolgt. Die deutschen Männer, die überwiegend aus beruflichen Gründen in die Südsee gingen, hätten sich mit ihrer neuen Welt arrangieren müssen. Aufgrund der geringen Zahl der vor Ort lebenden Europäer und der fehlenden Schiffsverbindungen sei der Aufbau einer weißen Gegenwart wie auf dem »schwarzen Kontinent«, in die man sich nach getaner Arbeit zurückziehen konnte, unmöglich gewesen. Auf den Regierungsstationen hätten zumeist nur der Stationsleiter, ein Polizeibeamter und ein Arzt oder Heilgehilfe gelebt. Wesentlicher Teil dieses Arrangierens seien die Beziehungen zu einheimischen Frauen gewesen. Sie hätten die Qualität des (Über-)Lebens erhöht, gleichzeitig aber ein weiteres Zugehen auf einheimische Wertvorstellungen bedeutet. Die Kinder aus diesen Verbindungen als »lebendes Beispiel einer funktionierenden Kultursymbiose« (S. 41) zu feiern, erscheint aber doch etwas zu euphorisch. Schließlich legt Hiery selbst nahe, daß diese Assimilation, wenn überhaupt, nur in der kurzen Zeit des Aufenthalts in den Kolonien erfolgte. Die deutsche Öffentlichkeit lehnte diese Verbindungen und die »Mischlingskinder« rundheraus ab. So wurden die Kinder und die Partnerinnen auch nur in Ausnahmefällen mit nach Deutschland gebracht. Insgesamt sei die Südsee kein Sprungbrett für ehrgeizige Karrieristen gewesen, kein Gebiet, auf dem es wie in anderen deutschen Kolonien durch gewalttätige Demonstration von Machtüberlegenheit Ruhm oder Ansehen zu gewinnen gab.

Infolge der äußerst ausgefeilten und einfühlsamen Herrschaftsausübung beurteilten die Samoaner, Mikronesier und die Bewohner Deutsch-Neuguineas die deutsche Kolonialzeit durchgehend positiv, damals wie heute. Diese Haltung resultiert auch aus der negativen Bewertung der kolonialen Nachfolgeregime und deren Repräsentanten. Der europäisch-deutsche Einfluß auf pazifische Denkweisen habe sich, so Hiery, in manchen Bereichen, wie etwa in der Vorstellung von dem Übernatürlichen als integralem und aktivem Bestandteil menschlichen Lebens, nicht durchsetzen können. In anderen Feldern, etwa in Konzeptionen von Arbeit, habe er hingegen sehr nachhaltige Veränderungen bewirkt. Bestimmte Grundwerte hätten sich aber nicht so sehr unterschieden: »Man wußte mit den Deutschen, woran man war, und man konnte sich demgemäß auf sie einstellen. Strenge Disziplin, einschließlich körperlicher Züchtigung, war ebenso ein integraler Bestandteil einheimischer Kulturen wie die Akzeptanz und der Respekt für autoritäres Verhalten und Durchsetzungsvermögen« (S. 319). Trotz der rassistischen Grundüberzeugung, kulturell höherstehend zu sein, habe das deutsche Kolonialherrschaftssystem den einheimischen Bevölkerungen weitgehende Selbst- und Mitbestimmungsmöglichkeiten eingeräumt. Der »Kulturkontakt« habe etwa den Melanesiern neue Handlungsräume eröffnet. Lokales Streben nach sozialer Macht z. B. habe sich von der Ebene blutiger Auseinandersetzungen auf eher friedliche Formen verlagert. Diese insgesamt anerken-

nende Einschätzung sei aber nicht zu verwechseln mit einer aktiven indigenen Unterstützung kolonialer Maßnahmen.

Obgleich der Verfasser also um Differenziertheit bemüht ist, offenbart sich spätestens an diesem Punkt – der Perspektive der indigenen Gesellschaften auf die deutsche Kolonialherrschaft – das grundlegende Manko dieser Studie: ihre mangelnde theoretische Unterfütterung. Was ist denn nach Hiery eigentlich Kultur? Und kann man tatsächlich von einem anscheinend gleichberechtigten »Kulturaustausch« oder vielfältigen »Kulturkontakten« sprechen? Welche Bedeutung hatte – als Ausgangspunkt für alle Entwicklungen – das hierarchische Herrschaftsverhältnis? Eine Diskussion neuerer kulturwissenschaftlicher Ansätze hätte der Analyse sicherlich zum Vorteil gereicht. Vielleicht wäre der Verfasser so dem Dilemma entgangen, den deutschen Imperialismus in der Südsee in Anlehnung an die Solfsche Programmatik zwischen den Polen »Verständnis für einheimische Traditionen« und »universaler Gültigkeit von Menschenrechten« moralisch bewerten zu wollen. So untersagten die deutschen Kolonialherren ganz offensichtlich inhumane Praktiken wie Kannibalismus oder Witwenstrangulierungen. Hiery bewertet diese Maßnahmen aufgrund seines Maßstabs als »positiven europäisch-pazifischen Kulturkontakt« (S. 131). Erhellender wäre es m.E. gewesen, die Darstellung auf die Reaktionen der Betroffenen zuzuspitzen, sowohl der am Leben gebliebenen Witwen, als auch der um ein Stück ihrer kulturellen Identität beraubten Gruppen. Insofern erweisen sich Hierys mahnende Appelle, nicht alles traditionell-indigene positiv und alles europäische negativ zu bewerten, zum einen als überflüssiges Schattenboxen, zum anderen macht ihre permanente Wiederholung (z. B. S. 108, S. 146, S. 249, S. 271, S. 322) das grundlegende Theoriedefizit nur allzu deutlich.

Einzelne sprachliche Entgleisungen – die deutschen Inseln in der Südsee bewahrten bis 1914 »militärpolitisch ihre Jungfräulichkeit« (S. 25), ein Deutscher verliebte sich in ein »Südseemädchen« (S. 46, s. auch S. 56) – machen einmal mehr deutlich, wie schwer es ist, ohne Vorurteile über fremde Kulturen und Kontinente zu schreiben. Die sexuell aufgeladenen Bilder über »die Südsee« schleichen sich eben auch in das Denken derjenigen, die sich vor ihnen gefeit meinen.

*Birthe Kundrus, Oldenburg*

Roger Scola, *Feeding the Victorian City. The Food Supply of Manchester, 1770–1870*, Manchester UP, Manchester etc. 1992, XX + 347 S., geb., 25,95 £.

Martin Hewitt, *The Emergence of Stability in the Industrial City: Manchester, 1832–1867*, Scholar Press, Aldershot 1996, XII + 335 S., geb., 35 £.

Prototypische, von der Baumwollverarbeitung abhängige Industriestadt mit krassem Antagonismus zwischen einer ständig reicher werdenden Schicht von Industriellen und einer verarmten, vielfach auf eine elende Existenz in Slums zurückgeworfenen Arbeiterschaft – dieses bereits von den Zeitgenossen geprägte Bild Manchesters als »Symbol eines neuen Zeitalters« (Asa Briggs) bestimmt bis zur Gegenwart die Vorstellung vom Leben in der nordenglischen Metropole im 19. Jahrhundert. Nur ungenügend läßt sich mit diesem Bild jedoch die auffallende politische und soziale Stabilität vereinbaren, die die Stadt trotz wiederkehrender Spannungen letztlich kennzeichnete. Die beiden vorliegenden Studien führen auf unterschiedlichen Wegen an die Wurzeln dieser Stabilität in Manchester und seiner Partnerstadt Salford heran. Beide heben an mit prägnanten Schilderungen der Gewerbe- und Berufsstruktur, die das Bild der von Antagonismen geplagten Baumwollstadt durch Verweis auf die fortbestehenden oder sogar neu aufblühenden Gewerbe- und